

„Land an der Memel“

**Heimatrundbrief
für den Kreis
Tilsit-Ragnit**

herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e. V.
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

— Pfingsten 1973 —

Nr. 13



An der Daubas



Max Szameitat

Bei der Betrachtung von Leben und Werk unseres geschätzten Landsmannes Max Szameitat will es scheinen, als sei er am 10. August 1895 in Klapaten bei Ragnit eigens dazu auf die Welt gekommen, um sein ganzes Dasein für das Wohl seiner Heimat einzusetzen.

In seinem dreizehnten Jahr, als die Welt um ihn noch heil war, entschied er sich für den Dienst an der Menschheit als Pädagoge und trat in die Lehrerbildungsanstalt in Ragnit ein; kaum war er am Ziel und willens, sein erworbenes Können im Klassen-

zimmer zu erproben, warf das Schicksal das Steuer herum. Der erste Weltkrieg begann. Szameitat ging freiwillig zu den Soldaten. Dreimal wurde er verwundet, zuletzt in einer Panzerschlacht im Westen als Leutnant und Kompanieführer; noch vom Lazarett aus meldete er sich zur Luftwaffe. Ein Jugendtraum, fliegen zu können, ging für ihn in Erfüllung. Endlich, nach Kriegsende, kam für ihn die Gelegenheit, sich in seinem eigentlichen Beruf zu bewähren. Eine Dienststelle in Ruddeken bei Schillen war bereits vorgesehen. Aber die unmittelbare Bedrohung der Heimat durch „rote Verbände“ vom Osten her rief ihn noch einmal zu den Waffen. Das „Preußische“ in ihm ließ ihn nicht zögern. Erst 1920 durfte er einem Ruf als Lehrer nach Memel folgen. Ein reichbesetztes Arbeitsgebiet wartete auf ihn mit einer Anzahl von Nebenämtern. 1932 wurde er Rektor und Leiter einer größeren Volksschule. Daneben erhielt er von der Schulverwaltung des autonomen Memelgebietes den Auftrag, ein Rechenwerk für Volksschulen und eines für Berufsschulen zu erarbeiten und herauszugeben.

Im zweiten Weltkrieg, vom ersten bis zum letzten Tag, machte er Dienst bei der Kriegsmarine, zuletzt als Kapitänleutnant. Das Schicksal ersparte ihm nichts. Im Brückenkopf Memel mußte er die Zerstörung der Stadt durch Artilleriebeschuß und Luftangriffe erleben.

In Neumünster, das er als sein „Exil“ bezeichnet, ließ ihn die Einsicht nicht ruhen, daß die Heimat ihn nun erst recht brauchte. Inzwischen in den Ruhestand versetzt, begann er mit der Sichtung und Erfassung des heimatlichen Schrifttums und 1955 erschien seine „Bibliographie des Memellandes“. Eine Neuauflage mit zusätzlichem Material ist vorgesehen. Mit der darin enthaltenen Fülle von Titeln, wobei der Kreis Ragnit und die Stadt Tilsit an hervorragender Stelle steht, ist diese Arbeit gar nicht hoch genug einzuschätzen. Nebenbei hat sein Sammlereifer ein privates Heimatarchiv mit heimatlichem Schrifttum und vor allem mit alten Landkarten über das nördliche Ostpreußen zustandegebracht, das einmal in den Räumen des Kieler Stadtarchivs Aufnahme finden soll. Auch damit wird sein Name immer verbunden bleiben.

Nicht zuletzt verdanken wir seiner Mitarbeit das Zustandekommen des Heimatbuches „Tilsit-Ragnit“. Seine persönlichen Beiträge darin über „Ragnit als Garnisonstadt“ und „Geschichte des Volksschulwesens“ sind sehr informativ und nicht fortzudenken aus dem Gesamthalt. Wir können nur hoffen, daß der jetzt Achtundsiebzigjährige uns und dem noch anstehenden Aufgabenkomplex für die Erhaltung des Heimatgedankens noch möglichst lange erhalten bleibt.

Paul Brock



Gemeinde Heikendorf / Kieler Förde

— Patengemeinde des Kirchspiels Groblenkenau —

Aus der Patengemeinde

Zum Pfingstfest 1973 grüßen wir unsere Groblenkenauer und alle mit dem Heimatkreis Tilsit-Ragnit verbundenen Landsleute recht herzlich.

Wir hoffen, zum traditionellen Patenschaftstreffen am 23. und 24. Juni 1973 in Heikendorf eine große Zahl unserer Patenkinder aus nah und fern wiederzusehen. Viele unserer Gäste werden diese Begegnung vielleicht mit einem Besuch der „Kieler Woche“ vom 23. 6. — 1. 7. 1973 oder auch mit einem Abstecher in die Ostseebäder verbinden wollen. Anmeldungen nimmt schon jetzt unser Gemeindebeauftragter

Gustav Köppen
Heikendorf, Am Fischberg 7,
Telefon (04 31) 24 17 26,

zu Hause der „Herbergsvater von Untereisseln“ genannt, entgegen.



Der Hafen Heikendorf-Mölnort

Der Yacht- und Fischereihafen Heikendorf-Mölnort gehört zu den größten Ostseekutterhäfen Schleswig-Holsteins. Nach 1945 fanden hier mehr als 50 ostpreußische Fischereibetriebe, vorwiegend aus Pillau und der Kurischen Nehrung, eine neue Heimat. Mit ihren mitgebrachten Kriegsfischkuttern suchen sie noch heute die alten Fanggebiete in der nördlichen und östlichen Ostsee auf (Gotlandbecken — Danziger Bucht). Die 18—25 m langen Hochseekutter sind inzwischen alle modernisiert: leistungsfähige 230-PS-Motoren, Fischlupe, Radar und Funk gehören zur Mindestausstattung. Gefischt werden hauptsächlich Dorsch und Lachs. Um die harte, entbehrungsreiche Arbeit seiner ostpreußischen Neubürger einmal aus eigener Anschauung kennenzulernen, nahm Bürgermeister Herbert Sätze im März dieses Jahres an einer 12tägigen Fangreise an Bord eines Heikendorfer Fischkutters als Helfer im „Decksdienst“ teil. Die Fahrt ging bei stürmischem Wetter hoch gen Norden bis zur Memelmündung und brachte ein Rekordergebnis von 700 Zentner Dorsch. Kapitän Heinz Spitz, gebürtig aus der Kurischen Nehrung, und seine dreiköpfige Besatzung waren mit ihrem bürgermeisterlichen Helfer beim Fischeschlachten und Deckschrubben ganz zufrieden

und wunderten sich nicht wenig über das Stehvermögen schleswig-holsteinischer Kommunalbeamter.

Leider waren auf dieser Reise vor Ostpreußens Küste noch nicht einmal die Konturen des Memellandes zu erkennen. Ob wir es wohl noch einmal erleben, daß unsere Fischer in ihre früheren Heimathäfen oder vielleicht sogar in den Memelhafen einlaufen dürfen? Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben!

Auf ein gesundes Wiedersehen am 23. und 24. Juni 1973 in Heikendorf!

Gustav Köppen
Gemeindebeauftragter

Herbert Sätje
Bürgermeister

Wir wollen noch fester beieinanderstehen im Bewußtsein der Verpflichtung, die das Erbe unserer ostpreußischen Heimat als geschichtlichen Auftrag überantwortet hat. Wir wollen wahr machen, was unsere Nationalhymne von uns fordert:

Einigkeit und Recht und Freiheit.

Die Parole unserer Arbeit heißt weiter:

OSTPREUSSEN!

Reinhold Rehs †

Liebe Tilsit-Ragniter Landsleute,

um die Vielzahl der eingegangenen Einzelbeiträge ungekürzt veröffentlichen zu können, beschränken wir unser Grußwort nur auf wenige Zeilen.

Seit Drucklegung des pfingstlichen Rundbriefes hat sich inzwischen unser Kreis Ausschuß neu konstituiert; die jetzige Zusammensetzung von Vorstand und Kreis Ausschuß können Sie aus den Folgeseiten entnehmen.

Die diesjährige Schwerpunktarbeit ist — nachdem unsere bisherigen Bemühungen um die Herausgabe heimatlichen Schriftgutes erfolgreich abgeschlossen werden konnten — der Erweiterung der Heimatrundbriefaktion und der gründlichen Überarbeitung der Kreiskartei gewidmet. Durch eine funktionsfähige Kartei sind wir in der Lage, eingehende Suchanfragen schnell und positiv zu beantworten, Vermissensschicksale aufzuklären und verlorengegangene Verbindungen zu unseren „drüben“ und im

Ausland wohnenden Landsleuten wiederherzustellen. Die auf die Ergänzung der Kartei ausgerichtete Arbeit wird gleichzeitig mit einer Auflagensteigerung unserer Heimatrundbriefe verbunden, die uns deswegen notwendig erscheint, weil bekanntlich nur ein Teil unserer gesamten ehemaligen Kreisbevölkerung rundbriefmäßig angesprochen wird. Wir haben die Absicht, mit der Zeit die Auflage auf mindestens 5000 Exemplare zu verstärken. Durch beide Maßnahmen wird zugleich erreicht, daß der Kontakt zu unseren Tilsit-Ragnitern nicht nur weiter aufrechterhalten, sondern noch mehr intensiviert und vertieft wird. Diese mühevollen Kleinarbeit — der wir uns in diesem Jahr unterziehen — ist zwar nicht Öffentlichkeitsarbeit im eigentlichen Sinne, sondern lediglich eine innenorganisatorische Aufgabe; aber sie muß im Interesse der guten Sache geleistet werden und sie erfordert auch Geldmittel, die wir ohne Förderung der Patenschaftsträger, aber auch ohne die Spendenleistungen unserer Landsleute alleine nicht aufzubringen vermögen.

An dieser Stelle ergeht nochmals an diejenigen Leser, die es bisher verabsäumt haben, unsere heimatbezogene Arbeit durch ein Spendenopfer zu unterstützen die ebenso dringende wie herzliche Bitte: Helfen auch Sie mit, daß wir unser Bemühen fortsetzen können und überweisen Sie uns den zgedachten Betrag auf das Spendensonderkonto Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg zugunsten der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit.

Lassen Sie uns zum Schluß die Gelegenheit benutzen, all denen, die uns durch ihre aufgeschlossene, getreue Haltung und Förderungsbereitschaft tatkräftig unterstützten, herzlichen Dank zu sagen. Wir denken hierbei insbesondere an unseren Patenkreis Plön, die einzelnen Patenstädte und -gemeinden, aber auch an unsere zahlreichen Förderer, Freunde und Autoren, die sich in selbstlosem Einsatz für Beiträge zur Verfügung stellten und wir denken nicht zuletzt an unsere vielen spendenfreudigen Tilsit-Ragniter Landsleute, die in preußischem Geist ihre heimatliche Verbundenheit zum Ausdruck brachten.

Mit diesem Rundbrief übermitteln wir Ihnen wiederum heimatliche Grüße und wünschen zugleich frohe und gesegnete Pfingsten!

Ihre

KREISGEMEINSCHAFT TILSIT-RAGNIT

M. Hofer
Kreisvertreter

W. von Sperber
Stellvertreter

G. Jürgens
Geschäftsführer

Neuerscheinungen

„Ragnit im Wandel der Zeiten“,

ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel (mit Stadtplan und zahlreichen Bildern) von Hans-Georg Tautorat (12,50 DM plus Porto und Verpackung) und

„Der Kreis Tilsit-Ragnit“,

ein umfassender Dokumentationsbericht über unseren Heimatkreis von seiner Entstehung bis zum Kriegsende 1945 aus der Sicht eines preußischen Landrats, von Dr. Fritz Brix † (15,— DM einschl. Porto und Verpackung).

Die Auflagen beider Werke sind begrenzt; es empfiehlt sich daher, Ihre Bestellung baldmöglichst aufzugeben.

Aus vorhandenen Restbeständen bieten wir ferner an:

„RAGNIT, ein Rundgang durch die unvergessene Stadt an der Memel“ (mit Stadtplan), von Hans-Georg Tautorat, herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit.

Stückpreis: 2,— DM plus Versandporto.

„TILSIT — Stadt und Land“, Ausstellungsfestschrift der Heimatkreise Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit und Elchniederung (mit großer Heimatkarte), herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit.

Stückpreis: 1,50 DM plus Versandporto.

„Land an der Memel“, überzählige Heimatrundbriefe der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit.

Kostenlos (begrenzter Vorrat).

Bestellungen sind an unsere Geschäftsstelle,
314 Lüneburg, Schillerstraße 8 l r., zu richten.

Der Kreisausschuß



Bundestreffen der Ostpreußen Pfingsten 1973 in Köln

Auch Sie
werden doch dabei sein?

Weitere Veranstaltungen:

Patenschaftstreffen des Kirchspiels Groblienkenau am 23. und 24. 6. 1973 in Heikendorf.

Kreistreffen zusammen mit unseren Landsleuten aus der Stadt Tilsit und der Elchniederung am 12. 8. 1973 in Wanne-Eickel, Volkshaus Röhlinghausen.

Patenschaftstreffen des Kirchspiels Schillen im September 1973 in Plön (genauer Zeitpunkt wird rechtzeitig im Ostpreußenblatt bekanntgegeben).

Der kleine Grenzverkehr

In Ibermemel billiger is
der Schmand und auch de Butter,
und weil meist hat e tiefen Riß
der Geldkrebs von uns Mutter,
holt se dies und das und allerhand
im kleinen Grenzverkehr,
de Kruschkes, Äpfel, Gäns und Schmand
von Ibermemel her.

Und auch Preikschatens Trude macht
zu Hause mal bereit sich,
hat nen neuen Kniff sich ausgedacht,
se quiddert drum und freut sich.

In ihre Pudelmütz genäht
hat se e Doppelfutter,
und da wollt de verrückte Krät
verstaun a paar Pfund Butter.

De Trude hat sich doll besackt,
se muß sich tichtig rackern,
wenn se nach vorn sich biegt,
dann ihre Buddels schlackern.
Noch einen Ganter schnappt se fix
und sticht ihn darauf munter
mitten durch de Unterbix —
der Schnabel baumelt runter.
Und um sich rum da sieht se all
viel andre Hamsters gehn,
bald is se nich mehr weit vom Ziel,
kann all dem Zöllner sehn —
nu wird am Ende se visiert,
das darf nich sein — unmeglich!
Und Trude sagt ganz ungeniert:
„Herr Zöllnerche, das geht nich.
Ich bin in andre — na und so —
ich kann nich stehn und lauern.“
Da sagt der Zöllner schadenfroh:
„Das wird nicht lange dauern.“
Ein Griff . . . und alles war vorbei,
rein alles wurd gefunden,
und Trude wurd' so nebenbei
von einer Gans entbunden.

(Verfasser unbekannt)

Zum Schicksal zweier Wahrzeichen Ragnits:

Wasserturm und Kirche

In der letzten Ausgabe „Land an der Memel“ veröffentlichte Spätheimkehrer Egon Sattler eine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Stadt Ragnit (1971). Dazu erhielten wir einen interessanten Bericht von Landsmann Szagun, der sich von 1946 bis 1948 in Ragnit aufhielt.

„Der Ragniter Wasserturm hat den Krieg **nicht** überstanden. Noch kurz vor Räumung der Stadt im Januar 1945 wurde er gesprengt. 1947 begann man auf Anordnung des sowjetischen Kommandanten ihn wieder aufzubauen. Auch ich (Jahrgang 1933) wurde, zusammen mit mehreren Altersgenossen, zu den Arbeiten herangezogen. Unser Verdienst betrug 325 Rubel monatlich, zuletzt sogar 375. Da die in Ragnit und Umgebung befindlichen Ziegeleien zu dieser Zeit den Betrieb noch nicht auf-

genommen hatten, litt der Wiederaufbau des Wasserturms vor allem unter dem Mangel an Ziegeln. Ein russischer Offizier, von uns mit dem Spitznamen „Blaue Augen“ betitelt, führte die Aufsicht. Auf seine Anordnung brachen wir die Ziegel aus den in der Nähe der Baustelle gelegenen Häuserruinen. Später mußten wir sie von weither holen.

Noch 1946 lag der Wasserhochbehälter aus Stahlblech, seit den Tagen der Sprengung verbeult und stark beschädigt, viele Meter von seinem alten Standort entfernt auf der Erde. In mühsamer Arbeit mußte das Metall zerschnitten werden. Die einzelnen Blechplatten beulten wir dann aus, damit sie für den Bau des neuen Hochbehälters wieder Verwendung finden konnten. Bis zum Zeitpunkt meiner Ausweisung aus Ragnit (1948) hatte der Bau etwa 50 % der vorgesehenen Höhe erreicht.

Zwar hatte der Neubau die gleiche runde Form wie der alte Wasserturm, doch wich er, was die technische Ausführung anbetraf, in mancher Beziehung von dem Altbau erheblich ab. Ich glaube sogar, daß es mit der Höhenrichtung nicht überall stimmte. Die an dem Bau Beteiligten waren ja keine ausgebildeten Spezialisten. Außerdem sollte die Arbeit möglichst schnell vor sich gehen. Am Ende der 40er Jahre begannen die sowjetischen Behörden bereits, die Stadt Ragnit mit Einwanderern aus der UdSSR neu zu besiedeln. Es war daher verständlich, daß die sowjetischen Stellen den Wunsch hatten, die Wasserleitung bald intakt zu bekommen.

Während meines Aufenthaltes in Ragnit 1946—1948 hatten wir in unserer Freizeit u. a. auch Gelegenheit, den baulichen Zustand der Ragniter Kirche zu untersuchen. Der Kirchturm stand damals noch, wenn auch durch Artillerietreffer erheblich beschädigt. Wohl um Unglücksfälle zu vermeiden, hatte man den Zugang zum Turm versperrt. Als geübte Kletterer gelang es uns jedoch, in das Innere des Turmes bis zur Höhe der Uhr und im Balkengerüst noch etwas darüber hinaus zu gelangen.

Von hier oben bot sich unseren Augen ein Aussichtspanorama, wie man es nicht oft zu sehen bekommt. Da lag zu unseren Füßen die sonnenbeschienene alte Stadt mit den rauchgeschwärzten Ruinen des alten Ordensschlosses und der im Sonnenschein glitzernden Wasserfläche des Mühlenteiches. Alles sah von hier oben so friedlich-anheimelnd aus, als hätte es den Krieg und seine schrecklichen Folgen nicht gegeben. Über das Stadtbild hinaus ließen wir die Blicke schweifen über die großartige Landschaft des Memeltales. Durch die sich bis zum Horizont ausdehnenden grünen Wiesenflächen wand sich in sanften

Windungen das blaue Band des Memelstromes dahin, begleitet auf der einen Seite von den romantischen Höhen der Daubas und auf der anderen Seite von den fast wie ein Gebirge steil ansteigenden dunkelgrünen Wäldern der Willkischker Höhen. In Richtung Tilsit zeichneten sich deutlich vor unseren Augen die Konturen des Rombinusberges ab, des sagemuwobenen Götterberges der Vorzeit. Wir bedauerten es nicht, die Kletterpartie in den Kirchturm unternommen zu haben.

Erst später, als ich Ragnit bereits verlassen hatte, scheint man daran gegangen zu sein, den Kirchturm abtragen zu lassen. Das Kirchengebäude selbst blieb, wie bereits berichtet, vom Abbruch verschont, um für weltliche Zwecke Verwendung zu finden.“

Max Szameitat

Uns wird geschrieben:

Land für Trakehnerzucht in Schleswig-Holstein

Die Flucht zu Wasser und zu Lande hat nach dem 2. Weltkrieg für viele Ostpreußen in Schleswig-Holstein ihr Ende gefunden. Nach den Pommern wurden sie hier die zweitgrößte Landsmannschaft der Vertriebenen. Zunächst fehlten Arbeit, Wohnung und Brot. Die Trakehner, welche den Treck durchgehalten hatten, ernährten sich an Wegerändern, auf Ödland und durch verständnisvolle Hilfe einheimischer Landwirte. Für die Fortführung der Trakehnerzucht fehlten zunächst alle Voraussetzungen.

Die ostpreußische Stutbuchgesellschaft für Warmblut-Trakehner-Abstammung hatte in Wiemerskamp, Kreis Stormarn, eine vorläufige Zuflucht gefunden. In Schleswig-Holstein befanden sich etwa 300 Trakehnerzüchter mit Stuten. Der langjährige Geschäftsführer Dr. Schilke und der Landwirt Arno Tummescheit (früher Balzershöfen) forderten schon 1946 die Begründung größerer Bauernstellen für bäuerliche Pferdezüchter und die Überlassung von Gebäuden und Nutzflächen zur Unterbringung des Restgestüts (25 Trakehnerstuten) auf einem geeigneten Gut der öffentlichen Hand, zunächst Grabau.

Besonders gefährdet war die Aufzucht der wertvollen Fohlen. Unter Anleitung von Dr. Schilke sorgten Arno Tummescheit und Erich Kluckert für die Rettung der Fohlen. Dabei wurden sie von dem Direktor des Caritasverbandes, Pfarrer Preuß in Neumünster, unterstützt.

Eine bleibende Stätte fanden die Trakehner im Jahre 1948 durch den Pachtvertrag mit dem Grafen von Baudissin-Zinzendorf über das Gut Rantzau, den das Kulturamt Kiel genehmigte. Die Güter Rantzau und Schmoel, nach den Bodenreformgesetzen beschlagnahmt, wurden für die Trakehnerzucht freigegeben. In Schmoel brachte zunächst Arno Tummescheit seine private Zucht unter, die er dann einige Jahre in Merkershausen, Kreis Eschwege, fortsetzte. Die Eigentümerin des Gutes Schmoel, die Kurhessische Hausstiftung, begann dort die Trakehnerzucht in eigener Regie. Rantzau wurde ein erfolgreiches Zentrum des Wiederaufbaus der Zucht.

In der ersten Not nach dem Kriege vereinigten sich alle Freunde des wertvollen Warmblutpferdes, Vertriebene und Einheimische, ohne Unterschied der Konfession und der Partei zur Erhaltung der Trakehnerzucht. Möge der Trakehnerverband bei dem geplanten Kauf des Gutes Rantzau die gleiche Geschlossenheit und Hilfsbereitschaft finden, welche die Trakehnerzucht nach dem 2. Weltkriege gerettet hat.



Trakehnerhengst Totilas mit Gestüter bei einer Gehorsamsübung in Rantzau, Kreis Plön

Vorstehende Ausführungen werden noch wie folgt ergänzt:

Im ostpreußischen Jagdmuseum in Lüneburg informiert seit vielen Jahren Forstmeister a. D. Loeffke seine zehntausende von Besuchern auch über das ostpreußische Pferd und sein Hauptgestüt Trakehnen.

Trakehnen wurde 1732 durch Zusammenziehung von Pferdezuchtbeständen der Domänenämter begründet und baute sich auf einer Pferdezucht auf, die bis in die Ordenszeit zurückreicht. In über 200 Jahren seither ist das Hauptgestüt fünfmal auf die Flucht gegangen und viermal ist es dorthin zurückgekehrt; so dokumentiert Landsmann Loeffke, daß die Geschichte Veränderungen beweist.

Trakehnen war 30 000 Morgen groß und hatte einen Zuchtbestand von über 1000 Tieren. Bei der Ostpreußischen Stutbuchgesellschaft waren 25 000 Stuten registriert.

Nach einem Durchbruch der sowjetischen Truppen wurden die wertvollen Zuchtbestände aus Trakehnen in Richtung Braunsberg abgetrieben und auf ihrer Flucht von den Gestütern begleitet und betreut. So kam es am 17. Oktober 1944 in Gumbinnen vor dem Standbild König Friedrich Wilhelm I. — der Trakehnen begründete — zu der letzten Begegnung der „Trakehner“.

Etwa 25 Mutterstuten des Hauptgestüts Trakehnen und weitere 800 Trakehner Stuten der Mitglieder der Ostpreußischen Stutbuchgesellschaft und des Verbandes der Züchter des Warmblutpferdes Trakehner Abstammung standen nach dem verlorenen Krieg hinsichtlich der weiteren Erhaltung der Trakehner Zucht zur Debatte, bis dieses Problem 1946 an die Landesregierung Schleswig-Holstein herangetragen wurde.

Zwei „Männer der ersten Stunde“ aus unserem Heimatkreis Tilsit-Ragnit haben sich damals um die Trakehner bemüht. Das war einmal Arno Tummescheit aus Balzershöfen, der in dem Bericht „Land für die Trakehnerzucht in Schleswig-Holstein“ genannt wird; und das war Gustav Huegenin, der aus Raudonatschen und Meldienen stammt und nach dem Kriege das 260 ha große Gut Rantzau bewirtschaftete, das im Zuge der Bodenreform 1948 an den Trakehnerzuchtverband verpachtet wurde. Gustav Huegenin, der heute in Klein-Sarau bei Lübeck seinen Bauernhof gerade an seinen Sohn abgegeben hat, hat dort nach dem Kriege vorwiegend mit Trakehnern die Feldbestellung machen müssen, als er die Traktoren reparaturbedürftig und nicht einsatzfähig vorfand. Die Stuten, die von „Privat“ hier aufgenommen wurden, verdienten sich ihr Futtergeld und die Fohlen verblieben den Besitzern.

1962 durfte ich dann als Mitglied des Agrarausschusses im Schleswig-Holsteinischen Landtag daran mitwirken, daß nach einer überzeugenden Besichtigung die Trakehner in Rantzau eine finanzielle Unterstützung durch die Landesregierung erhielten.

Matthias Hofer

Zwischen Memelstrom und Ostfluß (Szeszuppe)

Von Kuppelpelz und Maschkes

Geheiratet wurde auch in unserer ostpreußischen Heimat aus Liebe, aus Zuneigung, aus Zweckmäßigkeit und auch aus Notwendigkeit zu allen Jahreszeiten. Jedoch waren in ländlichen Gegenden Eheschließungen vermehrt im Herbst oder gar Spätherbst zu registrieren, was wohl mit der Beendigung der umfangreichen Erntearbeiten zu erklären war. So feierten viele junge Ehepaare fast noch in den Flitterwochen ihr erstes Weihnachtsfest.

Ganz so einfach und aus dem Motiv „Liebe“ alleine, war es mit der Partnerwahl zu Zeiten unseres heimatlichen Daseins nicht immer. Heiratslustige bzw. Heiratwillige einfachen Standes konnten sich ohne weiteres mit diesem Argument alleine begnügen, da ohnehin keiner der Partner etwas mehr als seine bescheidene persönliche Freiheit zu teilen brauchte.

Weit problematischer war die Partnerwahl in begüterten und noch mehr in wohlhabenderen Kreisen. Vermögen, Mitgift, Ansehen, Aussehen und manche anderen Aspekte spielten eine nicht unerheblich Rolle, mehr für die Eltern als für die Heiratsfähigen selbst. So war oft im eigenen Dorf und in der bekannten Umgebung kein allen Ansprüchen genügender Partner zu finden. Weite Entfernungen und wenige gesellschaftliche Anlässe waren ein weiteres Hindernis, selbst einen, auch den Eltern genehmen, Partner kennenzulernen.

Um diesem Mißstand abzuhelpen, fanden sich nicht ganz uneigennützig Helfer, sogenannte Tofrier (Zuheirater), die dieses Geschäft so ganz nebenher erledigten, eine Art Heiratsvermittler. Es handelte sich hierbei um Männer als auch Frauen, die über einen großen Bekanntenkreis verfügten oder beruflich in der weiteren Umgebung herumkamen und daher fast für alle Ansprüche einen geeigneten Partner parat hatten. Diese traten mit ihren Angeboten an die Eltern eines Heiratsfähigen heran oder wurden von den Eltern um diskrete Vermittlung eines geeigneten Partners für den Sohn oder die Tochter ersucht.

Dieses Ersuchen begann in der Regel mit der Frage, ob sich die Vermittlungsperson einen Kuppelpelz verdienen wolle. Diese Bezeichnung stammte aus einer früheren Zeit, in der der Landbesitz nur auf wenige Eigentümer verteilt war, die Schafhaltung eben nur von wenigen Grundbesitzern unterhalten wurde und

der Schafspelz ein sehr begehrtes Kleidungsstück für die winterliche Jahreszeit war.

Es wurde bei der Vereinbarung der Entlohnung zwar immer noch von einem Kuppelpelz gesprochen, tatsächlich aber wurde die Entlohnung in Getreide, Hergabe eines Schweines oder eines Rindes oder anderer Wirtschaftsgüter ausgehandelt.

Diese Zuheirater waren geschäftstüchtig genug, um sich auch bei der anderen Vermittlungspartei den Anschein des Glücksbringers zu geben und auch dort eine ansehnliche Entlohnung einzuhandeln. Natürlich waren beide Heiratsparteien an dem Eindruck interessiert, daß die Vermittlung auf freundschaftlicher Basis bestehe, da ja der sogenannte Tofrier beiden bekannt war. Bis die Heiratsparteien dahinter kamen, daß beide Entlohnungen gewährt hatten, war der Vermittler längst im Besitz des materiellen Zuwachses. Auch vertrauten beide Parteien, daß der Tofrier ihnen verbindliche Auskünfte, insbesondere über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenpartei, geben konnte. Obwohl diese Auskünfte in den meisten Fällen den tatsächlichen Verhältnissen entsprachen, kam es in Einzelfällen doch vor, daß die Erwartungen oder Zusagen von einer oder der anderen Partei trotz allen glänzenden äußeren Anscheins nicht erfüllt werden konnten und die Aktion so recht ins Auge gegangen war. Über diese Enttäuschung, über die die Eltern nur sehr schlecht hinwegkamen, half dem jungen Paar die Liebe hinfort, die eigentlich von vornherein das wesentlichste Element für die Partnerwahl hätte sein sollen.

Warnung und Bitte

Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in der DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimatschriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.

Während der Kuppelpelz bei der Anbahnung einer ehelichen Verbindung eine Rolle spielte, traten die Maschkes sozusagen an deren Abschluß auf, nämlich etwa gegen Mitternacht am Hochzeitstage. Woher die Bezeichnung „Maschkes“ herrührt, ist dem Verfasser nicht bekannt, vermutlich von den symbolisch mitgeführten Beuteln, die auf die Erwartung einer Entlohnung hindeuteten. Diese Maschkes traten immer paarweise als Mann und Frau auf, wobei manchmal auch zwei Frauen oder zwei Männer

diese Rolle übernahmen, wovon dann immer eine Person als die des anderen Geschlechts verkleidet war. Meist waren es Personen, die einem oder gar beiden der Brautleute freundschaftlich verbunden oder deren Nachbarn waren.

Die Kostümierung und Maskierung war so vollkommen, daß sie äußerlich nicht zu erkennen waren, höchstens ergab sich eine Vermutung den Stimmen nach. In vorgeschrittener Abendstunde, wenn alles so recht in Hochstimmung war, traten diese vermummten Gestalten ein und steuerten direkt auf die Brautecke zu, während die Kapelle einen Tusch einlegte. Diesen Auftritt wollte sich niemand entgehen lassen, selbst die Köchin und das Hilfspersonal mischte sich unter die Hochzeitsgesellschaft.

Von einem sogenannten Spickzettel begannen der weibliche Maschke dem jungen Ehemann und hinterher der männliche Maschke der jungen Ehefrau gewissermaßen die Leviten zu lesen. In belustigender Fassung wurden die kleinen Sünden und außergewöhnlichen Vorfälle aufgezählt sowie Beziehungen zum anderen Geschlecht aus dem Vorleben der jungen Eheleute und aus ihrer Verlöbnißzeit dezent angedeutet. Auch mit Lob und Erwähnung guter Eigenschaften wurde nicht gespart. Mit nachdrücklichen Ermahnungen für die Zukunft und versöhnenden Worten beschlossen sie ihre Mission und verabschiedeten sich von der ganzen Hochzeitsgesellschaft, die sie mit großem Beifall begleitete. Meist ein Elternteil des Hochzeitshauses nahm sich ihrer an und geleitete sie in einen Nebenraum, wo die Köchin die Bewirtung mit dem besten von allem vorbereitet hatte. Dieser Auftritt zählte zu den beliebtesten Abwechslungen einer Hochzeitsfeier, da es hierbei immer viel Spaß und tüchtig zu lachen gab. Manches dieser Vorträge hing dem jungen Paar noch recht lange an und gab immer wieder Anlaß zu Neckereien und Heiterkeit.

Walter Broszeit

Erinnerungen eines preußischen Amtsvorstehers

Obwohl Ostpreußen für 25 Jahre nur meine Wahlheimat wurde, so denke ich doch oft und gerne mit Wehmut an dieses mir liebgewordene, schöne Land und an seine arbeitsamen, unkomplizierten Menschen zurück. Unvergessen bleibt mir jener Tag im Januar 1920, an dem ich zum ersten Mal vom hochgelegenen Gutshof über eine kilometerweite, abfallende weiße Ebene blickte, die nur durch an den Wegen stehende Pappel- und Birkenreihen sowie durch kleine Wildremisen aufgeteilt wurde und

deren schier unendlich scheinende Weidezäune sich wie Ketten schwarzer Perlen ausnahmen, hin zu der Reihe majestätischer Schwarzwaldtannen, die den begrenzenden Insterfluß säumten. Wie groß, wie weit, wie anders war doch dieses Land gegenüber den von Wällen und Knicks eingeeengten Landparzellen der von mir verlassenen schleswigschen Heimat und ich finde heute kaum Worte für den tiefen Eindruck, den dieses hehre Bild der Natur sogleich bei mir hinterließ. Bald sollte ich aber auch erkennen, daß auch der ostpreußische Mensch in seinem Denken und Handeln von diesem breiten Rahmen seiner Umgebung geformt, wie gastfrei, wie hilfreich und wie aufgeschlossen er gegenüber allen Dingen war, die seinem Lebensstandard nützlich waren. Es bedurfte daher nur einiger Jahre das Zusammenlebens, um das Vertrauen des Eingesessenen zu erwerben und bei ihm warm zu werden, obgleich ich von „oberwärts“ einwanderte. Der Zufall wollte es, daß im Jahre 1926 der Posten des Amtsvorstehers vakant wurde und daß sich hierfür aus nicht recht erkennbaren Gründen kein Kandidat aus der alteingesessenen Bevölkerung fand und man mir dieses Ehrenamt mit den üblichen Nebenämtern übertrug.

So zwangen mich diese Ämter beinahe von heute auf morgen zum allernächsten Kontakt und zum Hineinschauen in die Lebensverhältnisse „von Amts wegen“ der Rohrmoser, der Hammer Schmidts, der Forstreuter und der Hofers sowie der Wannagats, der Paulats, der Maurischats und der Mertinats, der Salzburger und der Litauer also, die in Eintracht und guter Nachbarschaft jahrhundertlang die Erde erschlossen und ertragreich gemacht hatten. Ich konnte ihnen hilfreich sein und den vernünftigen Vermittler spielen zwischen den Belangen der Obrigkeit und den Interessen der Bevölkerung. Der lange Arm des Landrats war oft doch noch zu kurz, um die einen Bauern wirklich nicht beglückenden Hand- und Spanndienste bei Wegearbeiten und Grabenräumen richtig einzuteilen und zu überwachen, daß jeder „zu seinem Recht“ kam und wie oft war es möglich, durch persönlichen Kontakt, verbunden mit ein wenig Einsicht und Geschick den Makler für Schadensersatz zu spielen, wenn Nachbars Vieh durch den Zaun gekrochen war und, mit Heißhunger schmatzend, verbotene Rüben fraß und einen übrigen Teil aus Übermut durch die Luft wirbelte. Es würde zu weit führen, hier noch mit mehr Einzelheiten aufzuwarten, aber es sei doch darauf hinzuweisen, daß der Amtsvorsteher für Ordnung in Wege-, Wasser-, Feuer-, Bau- und gesundheitspolizeilichen Dingen zu sorgen hatte und daß ihm hierbei Gelegenheit genug geboten war, Mißverständnisse bei der Bevölkerung auszuräumen und den Bogen von

„oben“ nach „unten“ zu entspannen. Auch die angeschlossenen Ämter des Bürgermeisters, des Standesbeamten und des Schiedsmannes boten so viele Möglichkeiten des guten Einvernehmens, daß ich es mir in Erinnerung an so manche erfreuliche Episode nicht verkneifen kann, hierüber noch ein wenig zu kalakatschen.

Um bei der Tätigkeit des Amtsvorstehers das „Offizielle“, das „Amtliche“ ein wenig in den Hintergrund zu rücken und der Mentalität des „Klienten“ Rechnung zu tragen, wurde neben der ständigen Bürobereitschaft an den Wochentagen außerdem im Gasthof eine „Amtsstunde“ abgehalten, der eifrig zugesprochen wurde. Durch eine Schreibkraft unterstützt, empfing der Amtsvorsteher in einem Hinterzimmer die Ratsuchenden oder Vorgehenden und es erwies sich sehr oft als nützlich und erfreulich, daß man sich vorher durch einen oder mehrere zur Brust geführte „Kornusse“ Mut verschafft hatte und sich nach erfolgreichem Auftritt durch einige weitere „Kurze“ das eigene, kluge Verhalten belohnen konnte. Im übrigen verhalf diese Einrichtung auch der Gemeindekasse zu höheren Einnahmen aus der Getränke- und Biersteuer und wirkte so doppelt segensreich.

Die Geschäfte des Schiedsmannes, die mit denen des Amtes gekoppelt waren, wurden ebenfalls im erwähnten Sonderzimmer des Gasthofes erledigt, so daß zum Beispiel nach Beilegung des Streites zwischen dem Viehhändler A., dem aus Ärger wegen Überfütterung eines abzuliefernden Schweines des Bauern B., der Daumen aus Versehen ausgerutscht und in das Nasenloch des Lieferers geraten war, Schiedsmann und Parteien in trautem Verein bei einer Lage Grog Versöhnung feiern konnte, die dann auch für die Zukunft einer weiteren Geschäftspartnerschaft keinen Abbruch tat. Etwas schwieriger war es allerdings für den Schiedsmann schon, eine aus Eifersucht zu Bruch gegangene Freundschaft zwischen Frauen wieder zusammenzuleimen. Der Streit war in Handgreiflichkeiten ausgeartet und die eine Partei wollte dem Schiedsmann durch Vorlage eines Haarbündels in Zopfstärke glaubhaft machen, daß dieser Schopf ihr bei dem Rauffhandel von ihrer Gegnerin ausgerissen worden sei. Der Hinweis des Friedensrichters auf die den Ernst der Angelegenheit gefährdende Komik der Sache führte dann jedoch zu einem allgemeinen, erlösenden Lachen, zum Wiedervertragen und zur Entlastung der ordentlichen Gerichtsbarkeit. Der Friede blieb also „im Dorf“.

Für den Bürgermeister brachte insbesondere der Krieg erhebliche Mehrarbeit, so daß weitere Hilfskräfte einzustellen waren. Vor diesem vergrößerten Regierungsstab erschien eines Tages

Maria, die Frau eines „herrschaftlichen Kutschers“ mit leidgetrübtem Blick und beantragte einen Bezugschein für: „Mine Lene, dat aorme Deertche, het doch nuscht antotene“ für ein Kleid. Beim Verlassen der Amtsstube erklärt sie, noch in der Türfüllung stehend, vor versammeltem Personal: „Ick dank og scheen! Ick war dem Herr Bürgermeister to Wihnachte ok ene feine Ent bringe!“ Auf meinen Hinweis, sich auch gut nach dem Tagespreis umzusehen, meint sie: „Nee! ganz umsonst, Herr Bürgermeister.“

Vom Standesamt: Der Stockkämmerer Wannagat stärkt seinen Geist durch ein paar Kornusse im Krug, um so, gut gerüstet, die Geburt seines siebenten Kindes anzumelden. Auf die Frage des Standesbeamten nach dem gewünschten Namen kommt er ins Schwitzen, krault sich den Kopf und sagt: „Dat weet ick nich mehr; dat hebb ick vergäte! Mine Fru hett mi dat jo segt, aber dorch dem verdammte Kornuß bin ick beschwiemelt!“ Um ihm wieder auf die Beine zu helfen, lese ich ihm einige Vornamen für Knaben vor. Wir einigen uns auf den Namen Herbert und er schunkelt nach Hause. Unterwegs fällt ihm ein, daß die Mutter den jungen Bruno rufen wollte und zu Hause beichtet er den Herbert. Bis zur Konfirmation setzte Mutter sich aber mit dem Namen Bruno durch und das Geburtsregister wurde erst berichtigt, als der Pfarrer die Geburtsurkunde brauchen sollte. Bruno blieb also Bruno und Mutter behielt recht.

Ordnungswidrigkeit dürfte auf Verständnis stoßen, wenn damit eine große Liebe Erfüllung finden kann. So traute ich auf Risiko ein Paar unter Zuhilfenahme der gebotenen Möglichkeiten, dessen männlicher Partner mit nur dreitägigem Heiratsurlaub an einem Sonnabendnachmittag die Eheschließung wünschte, ohne im Besitz der erforderlichen Unterlagen zu sein, die aber nach seinen Angaben auf dem Wege zum Amt waren. Seinen mündlichen Erläuterungen über seine Personalien schenkte ich gefühlsmäßig keinen Glauben und machte daher die Eintragungen im Register nur mit Bleistift und nahm die Unterschriften der Brautleute entgegen. Bei Eintreffen seiner Papiere stellte sich heraus, daß der junge Mann nicht einmal seine Vornamen richtig kannte. Meine Rückendeckung durch die Bleistifteintragung ermöglichte dann die Berichtigung der Texte mit Tinte und alles war okay. Ob es solche Möglichkeiten wohl auch in städtischen Standesämtern gegeben hat?

Im Laufe der Jahre entwickelte sich das Kirchdorf, wie überall, zu einem für die Belange der Landwirtschaft leistungsfähigen Wirtschaftszentrum. Gebrüder Metschulat bauten eine Motormühle, die bisherige Privatmolkerei wurde in eine Genossen-

schaft umgewandelt, die Kreissparkasse ließ sich nieder und es fanden regelmäßige Wochenmärkte statt. Welch freudiges und abwechslungsreiches Ereignis war es für die Landwirte, zu Markt und Mühle zu fahren und vor allen Dingen das Milchgeld abzuholen. Wie drängten sie sich dann manchmal von morgens bis in die späten Nachmittagsstunden an der Theke des Gasthofes stehend, einen Kornus nach dem anderen nehmend und ein Pfund nach dem anderen, vom nachbarlichen Fleischer schon mit Gewürzen vorpräpariertem Mett, zu schmausen und sich über die Tagespreise ihrer Erzeugnisse orientierend. Wenn die „Schlorren“ dann voll waren, gings mit „heidi“ und „heida“ nach Hause und die meist edlen Stuten, die vom Warten schon sowieso ungeduldig waren, zeigten, was Trakehner konnten, ungeachtet so manchem auf der turbulenten Heimfahrt verlorenem Sitzbrett oder gar der hier auch wirklich nicht benötigten Peitsche.

Es mag sein, daß die vostehenden Ausführungen selbst bei Ostpreußen nicht allgemein interessieren. Sie mögen aber ein Beweis dafür sein, wie sehr meine Seele auch heute noch und als nur Wahlostpreuße an diesem schönen Lande und an seinen Menschen hängt und wie sich dieses Heimweh durch die letzten politischen Ereignisse nur noch verstärkt hat. Daß aber auch der ostpreußische Mensch mich ein wenig in sein Herz geschlossen hatte, mag daraus erhellen, daß der Schuhmachermeister Endrejat bei Bestellung eines Paares handgearbeiteter Hausschuhe für mich weit vor Kriegsbeginn spontan erklärte: „Ick war dem Herr Amtsvorsteher en poar Schookes maoke, de ward he sin Lewe lang draage!“ Die mit soviel Liebe gearbeiteten Dinger hielten zwar 20 Jahre stand, aber der gute Handwerksmeister hatte wohl nicht damit gerechnet, daß sein Amtsvorsteher demnächst 80 Jahre alt wird und, so Gott will, die Chance hat, noch einige Jährchen in dankbarer Erinnerung an seine Wahlheimat Ostpreußen zu leben.

Karl Detlefsen

Unsere geistige Heimat im Land an der Memel

So wie einst der Durchbruch des Memelstroms durch die Rombinusbergkette unsere heimatliche Landschaft gestaltet hat, so ließ in der Reformationszeit der Siegeszug des Evangeliums im Ordensland unsere geistige Heimat entstehen. Evangelisches

Glaubensleben konnte sich in unserem Heimatland reich entfalten. In vier Jahrhunderten konnten es Kriege und Revolutionen nicht auslöschen, und unsere Heimatgemeinschaft wird eine Hilfe dafür sein, daß uns auch durch den Verlust der heimatlichen Erde nicht das geistige Erbe genommen werden soll.

Herzog Albrecht, der Reformator und Fürst des Preußenlandes, hatte sich die evangelische Botschaft: „Es ist das Heil uns kommen her, aus lauter Gnad und Güte“, nicht nur zur Herzenssache gemacht, er gab auch seinen Untertanen und seinen Nachfolgern ein hervorragendes Beispiel für Regierung und Lebensführung im Geiste evangelischen Glaubens. Er war in Europa der erste Landesfürst, der seine Regierung unter der Losung führte, daß in seinem Lande niemand um seines Glaubens oder um seiner Sprache willen benachteiligt werden dürfe. So war es kein Wunder, daß bald mit dem Memelstrom sich auch ein Menschenstrom in dieses Land ergoß. Tausende von litauischen Bauern, die der Unfreiheit und Leibeigenschaft in ihrem Land entgehen wollten, kamen Jahr für Jahr mit den Handelsschiffen auf der Memel und zu Fuß an ihren Ufern entlang, um ein besseres Vaterland zu finden. Vergeblich waren alle Rückführungsforderungen der alten Obrigkeit. Die neue blieb fest: Die Flüchtlinge mußten das bleiben, was sie in ihrem Zufluchtland geworden seien: Freie Menschen und evangelische Christen!

In der geistigen Heimat des evangelischen Glaubens wurden die Menschen im Land an der Memel alle eins, die Urbevölkerung der alten Preußen, die neu zugewanderten Litauer, die Siedler aus den deutschen Kernlanden, später auch die um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimat vertriebenen, und von König Friedrich Wilhelm dem Ersten, herbeigerufenen Salzburger, sogar englische und schottische Kleinhändler, die der Handel auf der Memel hergeführt hatte. Diese kleinste Gruppe schenkte der Welt ihren vielleicht größten Philosophen, Immanuel Kant, der als Professor an der Universität in Königsberg über alle Zeiten und Grenzen hinweg Zeuge für Menschenachtung und Friedensliebe geblieben ist. Sie alle wurden Menschen, die ein und denselben Gott hatten, von dem sie wußten, daß er ein Gott der „Gnade und lauter Güte“ sei.

In diesem Glauben gingen die Bewohner dieser nördlichsten Ecke unseres deutschen Vaterlandes, das sich ja einst „von der Maaß bis an die Memel“ erstreckte, vor der heranbrandenden Flut des Bolschewismus auf die Flucht. Wenn wir auch das Heimatland verloren haben, so bietet uns der Heimatgeist doch eine Heimat im Herzen an, die wir aus diesem äußersten Nordosten

Deutschlands wirklich in alle Welt tragen können, wohin auch immer das Schicksal uns führt. Wir wollen uns immer aufs neue das Dichterwort vorhalten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen!“ Angesichts der Religions- und Rassenkämpfe soll uns der Geist des Glaubens an die Gnade Gottes, der sich in Menschenliebe, Toleranz und Friedlichkeit auswirkt, immer teurer werden. Angesichts der Schreckensstätten des Hasses und Blutvergießens, auch heute noch, soll uns die Erinnerung an die Heimat an der Memel mit ihrer Freundschaft und Nachbarschaft, ihrer Gläubigkeit und Menschlichkeit um so lieber sein.

Das Pfingstfest soll uns daran mahnen, daß der Geist in unserm Heimatland an der Memel darum so gute Früchte trug, weil er seine Wurzeln im Glauben an die Gnadengabe Gottes hatte, den Geist, der durch Jesus Christus in die Welt gekommen ist, den es immer zu erbitten und erstreben gilt. Wir sollten in unserer Zeit den Pfingstwunsch lebendig halten, den das Lieblingspfingstlied von daheim „Zeuch' ein zu Deinen Toren, Du hochgeliebter Geist“ zum Ausdruck brachte:

Du bist ein Geist der Liebe,
ein Freund der Freundlichkeit,
willst nicht, daß uns betrübe,
Zorn, Zank, Haß, Neid und Streit.
Der Feindschaft bist du feind,
willst, daß durch Liebesflammen
sich wieder tun zusammen,
die voller Zwietracht seind.

Dr. Richard Moderegger
letzter Pfarrer von Breitenstein
und Superintendent des Kirchenkreises Ragnit

Der neue Kreisausschuß

Anläßlich der am 12. Mai d. J. in Plön durchgeführten Mitgliederversammlung des gerichtlich eingetragenen Vereins „Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.“ wurde der Kreisausschuß für die kommende Wahlperiode neu gewählt.

Unser hochverehrter Kreisvertreter, Dr. Hans Reimer, der bereits vor Begründung der Kreisgemeinschaft sein Ehrenamt über 25 Jahre lang ausübte und die Geschicke des von ihm vertretenen Heimatkreises während dieser langen Jahre unheimrirt in großem Verantwortungsbewußtsein und zäher Einsatzbereitschaft leitete, hatte aus gesundheitlichen Gründen darum gebeten, von einer erneuten Wiederwahl abzusehen. Wir alle bedauern sein Ausscheiden aus dem Kreisausschuß sehr, wir respektieren aber auch die Gründe, die ihn zur Niederlegung seines Amtes zwangen. Wir haben jedoch die feste Hoffnung, daß uns unser Dr. Reimer auch künftig mit umsichtigem Rat zur Seite stehen wird, wenn auch immer wir seiner bedürfen.

Zusammen mit Dr. Reimer schieden aus den gleichen Gründen die bewährten Kreisausschußmitglieder Bruno Ehleben/Fichtenwalde — der neben Dr. Reimer zu den Mitbegründern der Kreisgemeinschaft zählt — sowie Franz Burat/Ragnit, und Willi Schüssler/Trappen aus, die in den letzten 10 Jahren dem Kreisausschuß angehörten.

Ihnen allen gebührt unser herzlicher Dank für die in den vielen Jahren ihres selbstlosen Wirkens geleistete treue Mitarbeit. In Anerkennung und Würdigung ihrer Verdienste um die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit wurde allen vier ausscheidenden Landsleuten durch einstimmigen Beschluß der Mitgliederversammlung die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Darüber hinaus wurden die besonderen Verdienste unseres Dr. Hans Reimer dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er durch die Mitgliederversammlung zum Ehrenvorsitzenden unseres Heimatkreises berufen wurde.

Der nunmehr neu gewählte Kreisausschuß setzt sich wie folgt zusammen:

Kreisvertreter und zugleich

1. Vorsitzender: Matthias Hofer/Breitenstein

stellv. Kreisvertreter und Wendelin von Sperber/

2. Vorsitzender: Sommerau

Geschäftsführer: Gert-Joachim Jürgens

Mitglieder (Beiräte): Friedrich Bender/

Großschenkendorf

Gustav Köppen/Untereißeln

Dorothee Schiedlowsky/Grünau

Walter Schiedlowsky/Grünau

Max Willemeit/Trappen

stellv. Mitglieder (Beiräte): Hans Ehleben/Schillen
 Helmut Mauritz/Ragnit
 Arno Jonigkeit/Ragnit

Zu Kassenprüfern wurden Friedrich Bender und Walter Schiedlowsky bestellt; Vertreter wurde Gustav Köpen.

Der Vorstand setzt sich nach § 7 der Satzung (n. F.) aus dem Kreisvertreter, seinem Stellvertreter und dem Geschäftsführer, der zugleich als Schatzmeister und Schriftführer fungiert, zusammen.

Vor Durchführung der Wahlen wurde durch die Mitgliederversammlung eine neue Satzung beschlossen; die bisherige Satzung vom 16. 5. 1954 in den geänderten Fassungen vom 1. 6. 1958 und 11. 5. 1963 wurde mit sofortiger Wirkung außer Kraft gesetzt.

Bei dem sich anschließenden zwanglosen Beisammensein konnte Kreisvertreter Hofer als Gäste des Patenkreises die Herren Kreispräsident Warstatis und Kreisrat Röhl — der in Vertretung des Herrn Landrats erschienen war — herzlich willkommen heißen, die ihrerseits beide dem Kreis Ausschuß die Grüße des Kreistages und der Verwaltung des Patenkreises Plön übermittelten.

Namens des Vorstandes

G. Jürgens
Geschäftsführer

Eine Faltbootfahrt

— Scheschuppe, Memel, Gilge, Deime —

Da habe ich noch ein paar alte Bilder gefunden, die ich meinen Eltern aus Ostpreußen nach Bremen geschickt hatte. Es sind schon über 25 Jahre her. Nun wacht die Erinnerung wieder auf von der ersten Lehrtätigkeit am Realgymnasium in Stallupönen, von den Freunden in Pillkallen, Schirwindt und Lasdehnen, in Tilsit und der Elchniederung.

Mit 12 Jungen ging es auf Fahrt, 6 Faltboote, eine stattliche Flotte, hatten wir uns beschafft. Wir wollten eine große Flußfahrt von der Scheschuppe auf die Memel, Gilge abwärts querab über das Haff in die Deime bis Labiau unternehmen. In Schirwindt setzten wir die Boote ein. Den letzten Proviant gab uns noch Mutter Lau mit auf die Fahrt, einige Flaschen eingemachter Blau-

beeren. Vorher hatten wir noch in Neustadt (Nowomiesti) jenseits der so harmlosen Grenze billig Butter, Wurst, Brot und Speck eingekauft. Die Eier bekamen wir fast geschenkt. Da waren wir einfach mit unseren Schirwindter Freunden im „kleinen Grenzverkehr“ über die Holzbrücke nach Litauen geschlendert, ohne daß uns auch nur ein Zöllner eines Blickes gewürdigt hätte. Wie fremd erschien uns aber dieses litauische Stadtbild mit den kleinen Holzhäusern, ungepflasterten Straßen und Plätzen und dem bunten Treiben auf dem ländlichen Markt. — In Schirwindt bauten wir unsere Boote am Ufer des Fließchens zusammen und schoben sie nacheinander von dem flachen Hang in die Flut. Ein großes Winken der begeisterten Schuljugend, und dann ging es flußabwärts in ruhiger Fahrt dahin. Das linke deutsche Ufer schien uns bewaldeter, bewachsener als das steilere litauische gegenüber. Ganz unbemerkt von der Welt paddelten wir in der Mulde unserer Scheschuppe das Flußtal entlang. Oft war das Wasser glatt wie ein Spiegel, nicht ein Lüftchen wehte, unsere Segel hatten wir am Mast festgebunden. Die Boote waren schwer beladen mit je zwei Jungen, dem Gepäck und einem kleinen Bootswagen dazu.

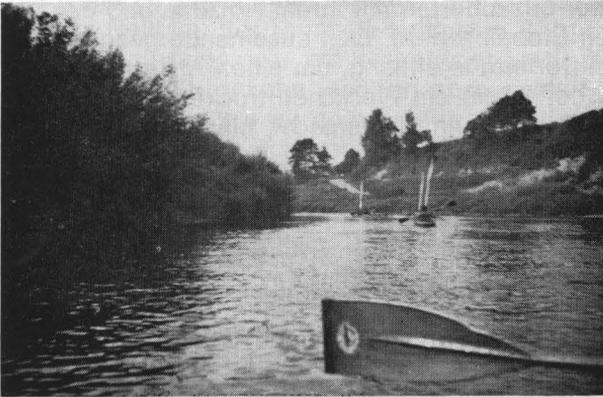
Gegen Abend liefen wir in eine stille verträumte Bucht ein und suchten uns dort einen Zeltplatz; aber wir waren schon zu müde zum Auspacken. Nur Milch mußten wir uns noch holen für unseren Grießbrei. So studierten wir die Karte und entdeckten, daß wir in Brämerhusen gelandet waren — da war der Bootsführer aus Bremen ja gerade richtig. Aber nichts von einem Haus oder Gehöft war zu bemerken, nur ferne Tanzmusik tönte herüber. Unsere beiden ausgesandten Späher und Milchholer kamen aber bald mit einer großen Kanne voll Milch zurück. Wir beschlossen, faul wie wir waren, in den Booten zu übernachten, Kopf an Kopf mit den Füßen in den Bootsspitzen. Die Scheschuppe wiegte uns leise plätschernd in den wohlverdienten Schlaf. Morgens um sechs gelang uns ein Schnappschuß: keine Paddler waren mehr zu sehen; die waren in der Kühle des Morgens tief in die Bootsspitzen gerutscht und hatten sich unter Deck zusammengekauert. Ein kühner Sprung ins Wasser, der uns das unangenehme Waschen ersparte, und ein wohlvorbereiteter Kaffee machten die müden Glieder wieder gelenkig und die Augen der Seeleute klar. So zog Boot nach Boot mit leichtem Paddelschlag davon, immer in Sichtweite, wenn einmal eine Gefahr auftauchte. Für das Mittagessen bauten wir uns an einem lauschigen Plätzchen, zur Abwechslung mal auf litauischer Seite, dessen hohe Kante uns nun schon nicht mehr fremd und gefährlich schien, unsere Herdstelle. Helmut, unser Smutje, hatte eine Art Fischklops auf

der Speisekarte, dabei muß er sich wohl mit dem Salz vertan haben, ein paar Handvoll waren zuviel darin; aber wer Hunger hat, ißt, nur die Mittagsbucht trug seitdem unseren Namen „Klopshafen“, und Helmut hatte seinen Namen „Klops“ weg. Man soll nämlich nicht behaupten, seine Figur wäre an dem Namen schuld gewesen. Leider ist Helmut am Wolchow als Leutnant gefallen, alle sollen den kleinen Leutnant geliebt haben. — Allmählich kam der Abend, ein sommerwarmer, stiller, lauschiger Tagesabschied. Wir bogen um eine Ecke, da stutzten meine wackeren Gefährten. Stand da eine Viehherde im Wasser, nein! Als wir näher kamen, erkannten wir die badenden Frauen aus einem nahen litauischen Dorf, sie standen still bis zu den Knien im Wasser, reglos, unbekleidet, sie tauchten nicht, sie waren wohl ebenso überrascht wie wir, sie ließen uns vorüberziehen, ein Bild wie aus der Odyssee, ein Bild des Paradieses, und keiner meiner Vierzehnjährigen mokierte sich, so unschuldig und ursprünglich war uns hier ein Stück längst vergangener bäuerlicher Welt begegnet. — Einmal konnten wir auch Fludern und Aale, frisch geräuchert, bei den litauischen Fischersleuten kaufen und ihre Technik gut beobachten. Manchmal mußten wir auch kleine Stromschnellen durchfahren oder gar unsere Boote mühselig über Land ziehen, wenn der Fluß in seiner ganzen Breite durch Baumstämme blockiert wurde. Noch einmal legten wir an der Mündung der Scheschuppe an zu großer Rast. Eine helle Sandbank lockte uns zum Baden und Klarmachen unserer Boote für den großen Strom, der uns nun empfing.

Das Gepäck wurde noch einmal ausgelastet, Masten und Segel wurden gesetzt, und dann jagten wir ab in der schnellen Strömung der Memel. Wir waren kaum eine halbe Stunde unterwegs und freuten uns des mühelosen Fahrens ohne Paddelschlag, da geschah etwas Unvorhergesehenes: Das erste Boot war mit dem Mast gegen das dicht über dem Fluß liegende Drahtseil einer Fähre getrieben und drohte zu kippen. Auch in dem zweiten nahte schon das Verhängnis, da gelang es dem Bootsmann im ersten Boot den Mast herunterzureißen und die folgenden Mannschaften zu warnen, so daß die Flotte ohne Verlust, sich in die Boote duckend, unter dem niedrig hängenden Seil hindurchschlüpfen konnte. Voller Stolz und Freude trieben wir mit hoher Fahrt stromab, vorbei an den sagenumspinnenen Höhen von Ragnit, bis wir abends im Anblick der Luisenbrücke am Bootssteg des Tilsiter Ruderclubs bei Vater Sternberg anlegten, wo wir freundlich aufgenommen und für die Nacht untergebracht wurden. — Am nächsten Tage segelten wir mit Strömung und Schiebewind bis an den Rand des Elchreviers. In Seckenburg besuchten wir



Unsere Flotte



Auf der Scheschuppe



Fischerleute an der Scheschuppe

die Mutter eines Mitschülers, die das ganze Dutzend Jungen großartig bewirtete und in der kleinen Wohnung, anspruchslos, wie wir Zigeuner waren, auf dem Fußboden, sauber und warm, übernachtete ließ.

Und dann kam die Traumfahrt auf den stillen Wassern der Waldniederung. Gegen Abend — wir wollten zur Nacht noch Gilge erreichen — erlaubte uns ein Motorkutter anzuhängen. So tukkerten wir, mit der Welt zufrieden, einer neben und am andern, durch die Dämmerung. Als der kanalartige, spiegelglatte Fluß nach einiger Zeit die dunklen Wälder freigab und sich die Himmelsschneise wieder öffnete, da lag vor uns Gilge, das Klein-Venedig der Elchniederung, das Dorf der Kanuten. Der Strom war die Straße, Häuser und Höfe dem Fluß zugewandt. Boote lagen verankert am buschigen Ufer, Heukähne und Fischerboote. Die Häuser bezauberten mit ihrem Holzbau und den weißen geschnitzten Giebelbrettern. Weit auseinandergezogen fuhr unsere Flotte die Dorfstraße entlang, um einen Ankerplatz zu erspähen. Da hatte der Käptn ein Fleckchen trockener Wiese unter einem riesigen Weidenbaum ausgemacht, hier wollten wir ankern und zelten, Boot auf Boot legte an.

Aber da geschah etwas Aufregendes, womit niemand gerechnet hatte. Die jungen Mädchen eines nahen Arbeitsdienstlagers bemühten sich vergebens, einen schweren Lastkahn, mit Kohlen für das Lager beladen, an unserem Ankerplatz vorbei in den Graben hineinzutrudeln, der zu ihrem Lager führte. Mädchenarbeitsdienst — das hieß für uns Abenteurer Aussicht auf Sonderverpflegung! Hilfsbereit, wie wir bei solchen Gelegenheiten aufzutreten pflegten, übernahmen wir die Schiffsführung, um mit unserer Mannschaft den Kahn sozusagen als trojanisches Pferd in das Mädchenlager hineinzuschleusen. Nun zogen Jungen und Mädchen gemeinam beiderseits des Grabens an den Seilen, während der Flottenchef persönlich den Oberbefehl übernahm und auf der Bank stehend mit einer langen Stange zum Staken dem Kahn neue Impulse verlieh. Wir kamen ganz schön in Fahrt — Einigkeit und ein gutes Ziel vor Augen machen stark! — Da gab es plötzlich einen harten Ruck! Was war das? Erst vermuteten wir, auf einen im Wasser verborgenen Stubben aufgelaufen zu sein. Dann aber entdeckten wir die Bescherung: Mit dem hohen Mast und der hohen Fahrt hatten wir die Lichtleitung des Dorfes zerrissen, die unseren Graben überquerte. Wer konnte aber auch den Himmel über uns beobachten, wenn es galt, das Ungetüm von Kohlenkahn in dem schmalen Graben voranzubringen! Sollte sich heute noch ein Einwohner von Gilge an die

plötzliche Verdunkelung erinnern, wie eines Abends unerklärlicherweise das Licht erlosch, so mag er diese Beichte zur Kenntnis nehmen, die Sache ist allmählich wohl verjährt. Damals jedenfalls hielten wir mit den Mädchen dicht. Um so köstlicher schmeckten uns nach des Tages Müh und Arbeit zur Belohnung die Bratkartoffeln und die Platten mit Stullenbergen, die uns unsere Mädchen servierten. Wir durften sogar unsere Flotte an das Lager heranzuführen und bekamen einen Platz zum Kampieren angewiesen, dazu am nächsten Morgen Milchkaffee mit Semmeln und Kuchen. Dank Euch, ihr Mädchen, Ihr wußtet, was sich für die ostpreußische Gastlichkeit geziemt!

Am nächsten Morgen um 5 Uhr in der Frühe, als wir aus der Gilge hinaussegelten, lag noch eine Dunstschicht über Land und Fluß. Wir paddelten sinnig unserem größten Abenteuer entgegen. Da, ehe wir die weite Gilgemündung befuhren, — der Morgennebel begann sich im Hellblau des Himmels zu lichten —, da kam uns etwas entgegen, gewaltig wie ein Ungeheuer, ein geflügelter Drache, ein riesiger Kurenkahn, wie ich noch keinen gesehen hatte, in voller Takelage, als würde er uns in den winzigen Booten verschlingen. Das alte verwaschene Bild mag noch einen Eindruck von dieser Begegnung vermitteln, nur die Farbe fehlt, ein Wunder im zarten Nebelblau das dunkle und doch bunte Ungetüm. So nahmen wir Abschied von den am fernen Uferstreifen verschwindenden menschlichen Behausungen, wir ließen das Land zurück, nur die linksseitige Schutzmauer der Gilgemündung begleitete uns bis zu dem rotweißgestreiften Leuchtfeuer. Wir fühlten uns als Wikinger, die mit ihren Drachenbooten Ostsee und Atlantik überquerten. Boote und Beseglung hatten sich bewährt, wir trauten uns allerhand zu nach dem ritterlichen Abenteuer am vorigen Abend und der kräftigen Kost im Lager, und der Tag war windstill, sonnenhell und klar. Draußen auf hoher See blähte eine leichte Brise unsere weißen Segel. Wir segelten zwar unter Land, aber immerhin ein paar hundert Meter von der Küste entfernt. So segelten wir in der Frühe, wir segelten in den Mittag, wir segelten in den Abend hinein — wir hatten nicht gehnt, wie gut und leicht es sich mit unseren Booten segeln ließ. Da meldete sich die Gefahr! Vor uns aus Nordwest tauchte ein Wölkchen auf! Fast von Minute zu Minute vergrößerte sie sich, schon bedeckte Gewölk den westlichen Horizont, das Wasser wurde unruhig, die Wellen überspülten die mit Spritzplanen abgesicherten Luken der Boote. Erst gefiel uns das Schaukeln, aber bald meldeten sich zwei unserer Kleinen als seekrank, die das Schlingern nicht abkonnten. Mannschaftswechsel auf hoher See, die Kleinen wurden von den beiden kräftigsten Fahrern über-

nommen. Und nun mußten wir versuchen, noch vor Einfallen des Sturmes die Deimemündung zu erreichen. Wir lagen hart am Wind, die Segel jagten die Boote durch brandende Wellen. Haarscharf schnitten wir schon die See-Ecke der Einmündung, als dicht vor dem Deimefahrwasser unser tüchtiger Helmut einen Warnruf ausstieß. Er hatte mit scharfem Blick die eigenartigen Spritzer und Brecher über dem Wasser bemerkt. Als wir uns näherten, entdeckten wir die Felsbrocken unter der Wasseroberfläche, auf die wir mit voller Fahrt und jetzt seitlichem Wind aufgelaufen wären. So muß es mit der gefährlichen Windenburger Ecke ausgesehen haben, und es ist ja möglich, daß auch hierher noch ein paar Findlinge geflogen waren, mit denen sich die Riesen von der Nehrung und von der Landseite beworfen hatten, wie von der Windenburger Ecke erzählt wird — oder wer kann mir in Bremen die Sage noch etwas genauer erzählen und zuschicken? Wir wären gekentert, wenn wir nicht im letzten Augenblick unsere Boote hätten abdrehen lassen können.

Aber als der Sturmwind losbrach, hatten wir es geschafft. Wir segelten mit achterlichem Wind in die Deimemündung hinein, er trieb uns in wilder Fahrt stromauf an den hohen Schilfwänden des Niederungsstromes entlang — bis wir in der Dämmerung die Bootslände von Labiau erreichten. Es war unser Ziel, das Bootshaus des Ruderclubs von Labiau. Mit Recht erregt und schimpfend empfing uns der Bootswart; waren vor kurzem erst zwei junge Leute, die im Faltboot unsere Strecke abfahren wollten, draußen geblieben. Noch heute sträuben sich dem alten Lehrer die Haare, wie leichtsinnig doch die jungen Leute mit ihrem und anderer Leben umzugehen bereit sind; aber sie haben eben noch keine Erfahrung, das Leben ist schön, die Gefahr reizt, und die Erinnerung ist unvergeßlich. So mag auch denen, die dort ihre Heimat hatten, diese Bildergeschichte ein Stück Erinnerung wiederschenken, wie wir es nicht vergessen haben, die Erinnerung an die Scheschuppe, deren Name doch wohl lieblicher klingt als „Ostfluß“ — man hätte sie wenn schon, dann -flüßchen taufen müssen, vor allem, wenn man von ihr in die Memel einfährt, den gewaltigen Strom, der sich dann in die verträumten Mündungsarme und schließlich in das traumhafte, aber gefährliche Haff verliert, Heimat im Osten!

Alfred Cammann*

* Anmerkung der Redaktion:

Alfred Cammann, Oberstudienrat i. R., ehrenamtlich Leiter der Forschungsstelle für Volkskunde in Bremen und Niedersachsen; er hat folgende große Sammlungen herausgegeben:

„Westpreußische Märchen“, Verlag de Gruyter, Berlin 1961, 31,— DM, 350 Seiten;

„Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien“, Verlag Otto Schwartz, Göttingen 1967, 28,— DM, 450 Seiten;

„Die Welt der niederdeutschen Kinderspiele“, Otto Meissners Verlag, Bleckede bei Lüneburg 1970, 342 Seiten, dieses auch mit schönen Beiträgen aus unserer ostpreußischen Heimat, 25,— DM.

Jetzt hat Cammann in 20jähriger Arbeit ein großes Werk zusammengetragen: „Märchenwelt des Preußenlandes“, druckfertig, in dem auch der eigene Kreis vertreten ist,

mit 75 Erzählern und vielen Märchen, Sagen, Schwänken und Legenden, die er meist mit Tonband und Stenogramm aufgenommen hat, eine mühevollte Arbeit, die zu diesen schönen Ergebnissen geführt hat und die wir ihm als Niedersachsen verdanken.

Der „Pillkaller“

Von einem unbekanntem Pillkaller

Dort, wo das Land Litauen
an Deutschlands Grenzen rührt,
wo man auf Flur und Auen
noch Luchs und Elche spürt,
da liegt berühmt vor allem,
das je der Volksmund pries,
das freundliche Pillkallen,
ein Zecherparadies.
Es lästern böse Zungen,
dort säuft der Mensch wie's Pferd,
doch wen der Durst bezwungen,
solch Reden wenig stört.
Wohl trinkt man gut und reichlich,
auch etwas starken Sprit;
nun ja, man ist nicht weichlich —
und braucht was fürs Gemüt.
Denn eisigkalte Winde
weh'n dort jahraus, jahrein,
da darf fürwahr gelinde
der Abendtrunk nicht sein.
Da braucht man scharfe Sachen,
da wird auch scharf gezechet,
da gibt's dann nichts zu lachen
und was man trinkt, ist echt.
O Fremdling, der du schüchtern
dem Städtchen dich genaht,
nicht lange bleibst du nüchtern,
hier hat der Schnaps Format!
Du hast in allen Gauen
der Schnäpse viel probiert —
und nun erfaßt dich Grauen?
Nur lustig, nicht geziert!
Denn hier, der Krone aller,
hast du noch nicht geschluckt:
den richtigen Pillkaller,
das Heimatkunstprodukt.

Es glänzt in lichter Schale
so hell der Doppelkorn,
der reine, ideale,
wahrhaft'ge Lebensborn.
Darüber liegt die Scheibe
der fetten Leberwurst,
es lacht das Herz im Leibe,
zur Andacht wird der Durst.
Und obenauf ein Häufchen
vom gelben Mostrichgold —
oh, seeliger Besänftiger,
wie lockst du lieb und hold!
Der Mann, der dich erdachte,
„Pillkaller“, das ist wahr,
der wußte, was er machte,
„Ambrosia und Nektar“;
der hatte keine schlechte
Verdauung, keine Not,
er schuf das echte, rechte
ostpreußische Abendbrot.
Nun, Fremdling, auf die Zunge
die Wurst leg mit Bedacht,
den Korn mit kühnem Schwunge
gieß über nicht zu sacht.
Das schlubbert durch die Gurgel,
Erbarmung, wie geschmiert,
im Darm ist ein Gewurgel,
gib acht, daß nichts passiert!
Und wenn du das nun künftig
kannst zehn-, elf-, zwölfmal tun,
dann bist du hier erst zünftig,
mein Freundchen —, und auch duhn.
Nun Prosit! Greif zum Glase,
stoß an und werde hart,
begieße dir die Nase
nach echt Pillkaller Art!

Das Leserecho

... Der Heimatbrief erfreut mich jedes Jahr und hoffe, daß er auch weiter zu mir kommt . . .
Frieda M.

... diese kleine Spende mit Dank für Ihre Arbeit und einem herzlichen Gruß . . .
Dr. Helmut G.

... obwohl ich Westpreußin bin, habe ich mich sehr über die Rundbriefe gefreut, die ich hier als Ortsvorsitzende des BdV erhielt; ich überweise umstehenden Betrag als kleinen Beitrag
E. W.

... zugleich möchte ich aber auch zu der großartigen Gestaltung und dem Inhaltsreichtum dieses Rundbriefes gratulieren. Wie mir wird es sicher vielen Landsleuten ergehen: es ist eine Freude besonderer Art, diese Lektüre, die uns die Heimat in nicht nur vielfältiger Form, sondern auch in sehr anschaulicher Weise vor Augen führt, mehrfach zur Hand zu nehmen und sich darin zu vertiefen
H. G. T.

... 20.— DM als Dank für die Geburtstagsgratulation und die Übersendung des Weihnachts-Heimatbriefes . . .
Agnes M.

... darf ich mich hiermit herzlich für Ihre Informationsbriefe bedanken . . .
Gertrud J.

... herzlichen Dank für die Übersendung der beiden Hefte „Land an der Memel“. Mit vielen herzlichen Grüßen, Ihre getreue
Erika P.

... jedes Jahr freuen meine Mutter und ich mich, die Heimatrundbriefe zu erhalten. In ihnen werden Erinnerungen geweckt, die sehr schön waren, die aber auch wehtun. Mit diesem Brief überweise ich gleichzeitig einen kleinen Betrag
Grete D.

Das Ostpreußenblatt

In der heutigen Zeit gehört **Das Ostpreußenblatt** in die Hand jedes Ostpreußen. Zu beziehen durch Ihr zuständiges Postamt oder direkt durch die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, 314 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., oder durch die Vertriebsabteilung des Ostpreußenblattes, Hamburg 13, Postfach 8647. — Bezugspreis nur 3,20 DM mitl.